

**Predigt am 6.1.2011, Marienkirche
Prof. Dr. Margot Käßmann**

Liebe Gemeinde,
wir haben eben die Geschichte zum Epiphaniastag gehört: Weise Männer aus fernen Ländern kommen, um das Kind zu sehen. Ganz offen gestanden: Als junge Mutter hat mich dieser Text immer irritiert. Wenn du schon ein Kind unter solchen Umständen zur Welt bringen musst, ist Besuch von Fremden das letzte, was dir noch fehlt. Erst diese etwas heruntergekommenen Hirten und jetzt noch merkwürdige Gestalten aus dem Orient...

Aber gut. Der Evangelist Matthäus will mit seiner Erzählung ja deutlich machen: Das Kind in der Krippe ist nicht wie jedes Kind. Dieses Kind ist Gott. Mit dieser Erkenntnis schließt sich der Weihnachtsfestkreis in den westlichen Kirchen. Früher wurde auch die Taufe Jesu gefeiert, Martin Luther legte Wert darauf, dass sie ebenso wie das Weinwunder Teil der Epiphanie sind, der Erscheinung des Kindes als Gottessohn.

Nun erzählt Matthäus gar nicht von DREI Königen und schon gar nicht von Caspar, Melchior und Balthasar. Aber im Laufe der Zeit hat sich die Erzählung so tradiert. Von den Dreien wird nun so gar nicht erzählt, dass sie missionarisch waren. Sie kehren einfach zurück in ihr Heimatland. Nicht wie die Hirten bei Lukas, die „das Wort ausbreiten, das ihnen von diesem Kinde gesagt war“.

Trotzdem kann ein neuer Blick auf diese eigentümliche Begegnung zum Jubiläum der Gossner Mission ertragreich sein, denke ich. Lassen Sie mich versuchen, drei Bögen zu spannen.

1. Fremde begegnen sich

Da machen sich Menschen auf den Weg, um anderen zu begegnen. Sie kennen sie nicht, sie wissen nicht, in welche Situation sie geraten. Die Kultur ist ihnen fremd. Sie sind aufgebrochen, weil sie eine Vision hatten, eine Hoffnung, die sie antrieb. Ungeheuerlich, sich so auf den Weg zu machen. Das ist etwas, was wir bis heute an Missionaren nur bewundern konnten, sie hatten – und haben - wahrhaftig eine Mission. Als ich einmal von Addis Abeba nach Tschallia in West Äthiopien flog und die karge Landschaft unter mir sah, habe ich mich gefragt, wie sie das geschafft haben, zu Fuß, mit Wagen und manchmal tatsächlich auch noch ein Harmonium dabei. Nein, einem Stern sind sie nicht gefolgt, aber einem Auftrag, den sie bei Matthäus gelesen hatten: Gehet hin in alle Welt...

Aber zurück nach Bethlehem. Die Eltern wird der Besuch eher verwirrt haben. Was wollen diese Menschen? Wie oft in der Missionsgeschichte gab es solche Begegnungen! Wie oft mögen Einheimische beim Anblick von Missionaren gedacht haben: Was wollt ihr hier, wer seid ihr, woher kommt ihr? Die Xukuru Indianer im Nordosten Brasiliens, die Zulubevölkerung im Süden Afrikas, die Adivasi in Indien. Missionsgeschichte wird meist von denen geschrieben, die losgegangen sind, aufgebrochen in ein fremdes Land. Es ist wichtig, auch die Geschichte derer zu hören und wahrzunehmen, bei denen sie ankamen. Bei einem kleinen Streitgespräch in Australien, wohin Johannes Gossner ja die ersten Missionare schickte, sagte ein Vertreter der Aboriginees empört: „Ja glauben Sie, Gott hat gewartet, bis Captain Cook australischen Boden betrat, bevor er seinen Geist hierher schickte?“ Er verteidigte damit die Praxis seiner Gemeinde, auch Elemente des Geisterkultes der Ureinwohner in die Gottesdienstliturgie aufzunehmen.

Fremde begegnen sich also. Und diese Begegnung hat etwas tief Anrührendes. Die Weisen knien nieder. Sie erweisen diesem Kind Respekt. Sie respektieren die Menschen, auf die sie treffen, und die Kultur. Sie urteilen nicht, ob das nun ein angemessener Ort für ein Kind sei. Sie fragen sich auch nicht, ob nicht alles falsch ist, was sie sich gedacht haben. Vielmehr spüren sie, dass ihre Sehnsucht ihr Ziel erreicht hat. Und da stehen oder sitzen sie, andächtig, Worte sind nicht überliefert. Die Erfahrung des Göttlichen hat sie zum Glauben gebracht daran, dass Gott sich in die menschliche Wirklichkeit gibt.

Gerade auch so findet ja Mission statt, ohne Worte. Mich hat das als Grundhaltung der Mission immer am meisten überzeugt: „Lebe so, dass andere dich fragen, warum du so lebst.“ Mission durch Begegnung, mit Respekt vor dem Fremden, das ist eine gut biblische Haltung. Aber dass Gott wundersam wirken kann, anders, als Menschen es sich vorstellen, in Freiheit, ohne Gesetz und Zwang: Das musste gelernt werden in der Missionsgeschichte.

2. Menschen am Rande rücken ins Zentrum

Es gibt ja einen inzwischen verbreiteten Witz: Wären die Heiligen Drei Könige Frauen gewesen, hätte das Ganze praktischer ausgesehen. Sie hätten den Stall sauber gemacht, eine Suppe gekocht und irgendwie sinnvollere Geschenke mitgebracht als Gold, Weihrauch und Myrrhe.

Wenn wir die Geschichte jener Begegnung im Stall wahrnehmen, ist ja erstaunlich, wie sich Arm und Reich begegnen. Könige mit Gold und großartigen Gewändern, und ein bettelarmes Paar, dessen Kind in einem Futtertrog liegt - extremer können Gegensätze kaum sein. Und doch rücken die Randfiguren ins Zentrum, der Glanz in allen Krippendarstellungen liegt auf dem Kind. Und diejenigen, die scheinbar alles haben, erkennen beim Anblick des Kindes, dass sie auf ganz andere Weise arm sind.

Für mich ist das im christlichen Glauben immer wieder von entscheidender Bedeutung: Gott ist kein Held mit Gold und Glanz. Gott, der uns nahe kommt, uns erscheint, ist ein Säugling ohne Wiege, Mensch ohne Macht, ein Sterbender am Kreuz. Gerade das aber hat die Leidenden der Erde immer wieder aufgerichtet. Weil Gott Armut kennt, muss ich mich meiner Armut nicht schämen. Weil Gott gelitten hat, kann ich mich im Leiden Gott anvertrauen. Und so hat die gute Nachricht von der Liebe und Zuwendung Gottes gerade immer wieder die Armen und Leidenden erreicht und aufgerichtet. Weil Gott sie ansieht, werden sie zur angesehenen Person.

Im Fall der Anbetungsszene, die Matthäus erzählt, bleibt Maria eine Randfigur des Geschehens. Und das war oft auch in der Missionsgeschichte so: Frauen waren stets die Randfiguren. Und doch diejenigen, die am meisten ertragen mussten. Ich erinnere mich an einen Besuch als Vorsitzende des Hermannsburger Missionsausschusses in Hermannsburg / Südafrika. Die Vorstellung von Louis Harms war, dass die Missionare in einem Haus alle zusammen leben sollten. Ein solches Haus wurde in Südafrika auch gebaut und es sind noch die Zimmer zu sehen, in denen je eine kleine Familie wohnte. Kurzum: lange ging es nicht gut. Die Bilder in diesem Haus haben mich lange begleitet. Da sind Frauen in großen schwarzen Kleidern mit vielen Unterröcken und Haube, die neben Afrikanerinnen mit freiem Oberkörper stehen. Was für ein Kulturschock! Was heißt es, ein Kind unter diesen Bedingungen zur Welt zu bringen, weit weg von der vertrauten Lüneburger Heide! Welch ein Druck, in einer Wohngemeinschaft mit so vielen Anderen zu leben! Welche Heimatlosigkeit in der Fremde – denn Louis Harms hatte gesagt, zurückkehren sollte niemand. Oh ja, Missionarsfrauen hatten ein schweres Schicksal.

Und ebenso die Frauen, denen sie begegneten. Gerade in Indien stehen Frauen am untersten Ende der Gesellschaft. Rechtlosigkeit ist vielfach ihr Schicksal. Aber wie die ersten Frauen am leeren Grab und in den ersten christlichen Gemeinden, hören sie die Botschaft der Freiheit und der Gleichheit vor Gott. Den Apostel Paulus hat das ja durchaus irritiert, das wissen wir aus dem ersten Korintherbrief nur zu gut. Aber immer wieder gab es diesen Klang: Du bist nicht weniger wert als andere. Maria spielt eine zentrale Rolle, auch wenn die Aufmerksamkeit dem Kind gilt. Die am Rande wahrnehmen, das ist entscheidend in der Mission. Denn sie sind es meist, die die Botschaft weiter tragen, die so genannten kleinen Leute, die ihr Leben wirklich Gott anvertrauen, weil sie auf gar nichts anderes setzen können. Mission geschieht nicht von oben herab, mit Macht und Gewalt. Ihre Saat geht immer dort auf, wo Menschen ihre Häupter erheben, weil sie spüren, Gott spricht ihnen Würde zu.

Das hat das Kind aus der Krippe später als Mann praktiziert. Er setzte sich an den Tisch mit dem Zöllner, ließ sich berühren von der blutflüssigen Frau, sprach mit der Frau aus Samarien auf Augenhöhe. Mission meint gerade nicht Abgrenzung, sondern Öffnung, Hinschauen, Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande.

3. Teilen und Solidarität sind Teil von Begegnung

Neben dem Niederknien aus Respekt und der Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande zeichnen sich die Weisen noch durch zwei Gesten aus: Sie bringen Geschenke und sie kehren nicht zu Herodes zurück.

Gold, Weihrauch und Myrrhe sind Zeichen des Teilens und der Anerkennung. Es sind keine Almosen von oben herab gegeben, „ein bisschen was“. Das sind großzügige Gesten, die dem anderen eigenständiges Handeln ermöglichen. Mission wird nie stehen bleiben können beim Bibellesen. Wer die Bibel liest, kann die Ungerechtigkeit der Welt nicht ignorieren. Bei Lukas singt die Mutter des Kindes, dass die Gewaltigen vom Thron gestoßen werden und die Niedrigen erhoben. Jesus selbst wird sagen, dass wir ihm begegnen, wann immer wir Hungernde speisen, Gefangene besuchen, Fremde aufnehmen. Nur wer das ignoriert, kann behaupten, Theologie und Kirche dürften nicht

politisch sein. Glaube trägt immer die vorrangige Option für die Armen im Gepäck, von der die Befreiungstheologie sprach. Sie ist entstanden in den Ländern des Südens, in die Missionare aus Europa kamen als Zeichen dafür, dass die gute Nachricht sehr wohl verstanden wurde.

Als ich in Südindien bei der Wiedereinweihung eines durch den Tsunami zerstörten Dorfes dabei war, sagte der Vertreter des Ortes: Wir können kaum verstehen, warum ihr in Deutschland euch für uns hier in Indien interessiert. Eine Frage, die ein guter Ansatzpunkt ist für ein Gespräch über den Glauben, über Gott und die Welt.

Aber wir wissen längst, dass Mission keine Einbahnstraße ist nach dem Motto: „Wir teilen großzügig Wort und Reichtum mit den Armen in den Ländern des Südens.“ Nein, dort ist eine ganz eigene Theologie entstanden und die Gossner Kirche in Indien ist ein gutes Zeichen für Inkulturation. Unsere Frage im eigenen Land ist, wie wir hier klar und deutlich für Gerechtigkeit eintreten. Auch da zeigt die Gossner Mission wichtige Ansätze. Mission im eigenen Land meint Weitergabe des Evangeliums und Engagement für Menschen am Rande der Gesellschaft zugleich. Wer an der Krippe des Kindes kniet, spürt in sich die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Solche Sehnsucht vereint die Könige mit den Hirten, die Ureinwohner in Indien mit den Ureinwohnern in Deutschland. Es ist die vereinte Sehnsucht nach gelingendem Leben, nach Sinn, nach Gottvertrauen und Geborgenheit.

Zum anderen meiden die Weisen Herodes. Offenbar ahnen sie, dass er nichts Gutes im Sinn hat, im Traum haben sie das gespürt. Sie solidarisieren sich also nicht mit dem Mächtigen, der sie umschmeichelt hat, als sie ihn trafen und fragten. Wie groß aber ist diese Versuchung immer wieder – auch in der Kirche! Und übrigens nicht nur in West- und Osteuropa, sondern sehr wohl auch in Afrika, Asien, Lateinamerika. Macht macht verführbar und der Glanz der Macht ist anziehend. Wer ihm allerdings verfällt, verliert die Freiheit zum kritischen Blick, findet sich allzu leicht ab mit ungerechten Verhältnissen, verliert den Mut zum offenen, ja prophetischen Wort.

Den Weisen bei Matthäus geht es um Solidarität mit den Schwachen und Schutz für das Kind. Gerade bei der kontinuierlichen Gossner Missionsarbeit ab 1845 bei den Adivasi im Nordosten Indiens haben sich die Missionare von Anfang an nicht auf Verkündigung und Unterweisung allein beschränkt, sondern sie traten entschieden auch für die Rechte der indigenen Völker ein. Solches Eintreten bringt Konfrontation mit sich. Es zeichnet die Gossner Mission aus, dass sie diese Konfrontation nicht gescheut hat und auch ganz klar dafür Sorge trug, dass eine eigene Kirche vor Ort wachsen konnte, Pastoren nicht von außen kommen, sondern von den Adivasi selbst. So konnte eine eigenständige Kirche wachsen.

Wenn wir auf die Szene damals in Bethlehem schauen, sehen wir also eine Begegnung mit Respekt. Eine Begegnung mit Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande der Gesellschaft, am Rande des Geschehens. Und eine Begegnung, die Teilen und Solidarität einschließt. In solchen Begegnungen wird Gottes Liebe erkennbar. Da wird Gott die Ehre gegeben, das Eigene gesehen und der Nächste geliebt. So wird das höchste Gebot der Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe lebendig mitten unter Menschen. Und so geschieht Mission. Bis heute.

Amen.